

Nr. 247. Bromberg, den 27. Oktober 1931.

Ines und Juliane.

Roman von **Brünhilde Hofmann.**

(10. Fortsetzung.)

Juliane ter Steegen lehnt an der Reling der „Leverkusen", die, den Indischen Ozean im Rücken, durch die Sankt-Vincent-Bucht dem Port von Adelaide zusteuert.

Die lange Seereise hat Julianes Haut mulattenhaft gebräunt und das Faulenzerleben an Bord Energiereserven in ihr aufgespeichert. Angenehm erregt sieht sie dem Kai entgegen, an den die „Leverkusen" sachte heranschwimmt.

Nach und nach löst sich der Gesamteindruck im grellen Licht der hochstehenden Sonne in bunte Einzelheiten auf. Dampfer, Segelschiffe und Boote — ein Gewimmel von braunen Menschen in bunter und weißer Kleidung. Im Hintergrund die Konturen einer modernen Hafenstadt. Man sieht eine Reihe wartender Automobile. Wahrscheinlich ist auch das von Josaphat Mackenzie darunter. Laut Funkspruch wird er sie gleich bei der Landung in Empfang nehmen. Prinz Vitry hat also mit Umsicht seines Amtes gewaltet. Aber Juliane wird sich durch diese Zuvorkommenheit nicht in ihren Plänen beeinflussen lassen.

Die „Leverkusen" macht am Ponton fest. Die Laufplanken werden ausgelegt, die Luken geöffnet, um Gepäckstücke und Postsäcke auszuspeien. Passagiere stauen sich an den Ausgängen. Juliane nimmt Clever hoch, der apathisch die Zunge aus dem Maul hängen läßt. Schon während sie über den Steg geht, bemerkt sie am anderen Ende einen Mann, der in seinem weißen Tropenanzug besonders vierschrötig wirkt. Das braune, kantige Gesicht hält er etwas zurückgeneigt und blickt herrisch und zielsicher um sich. Sichtlich bleibt im Gedränge ein Raum um ihn frei, so daß es den Eindruck macht, als hielte der Energieradius seines Körpers, der auf stämmigen Beinen im Boden zu wurzeln scheint, die wogende Menge in Abstand.

Das ist er, sagt sich Juliane im gleichen Augenblick, als seine dunklen Augen auch sie mit unverkennbarer Bestimmtheit erfaßt haben.

Er nimmt den Hut ab und hält ihr die Hand entgegen. „Willkommen im Fünften Erdteil, gnädiges Fräulein! Ich freue mich, Sie gleich hier begrüßen zu können. Bitte, geben Sie mir das Köfferchen! Haben Sie Ihren Paß?"

„Alles in Ordnung!" lacht Juliane. Ihre stahlgrauen Augen halten der zupackenden Musterung fröhlich stand. „Sehr liebenswürdig, Mr. Mackenzie, sich meinetwegen zu bemühen! Ich wundere mich, daß Sie mich gleich erkannt haben!"

„Ich habe ein sehr gutes Gedächtnis. Sie haben sich wenig verändert. Außerdem hat Vitry gekabelt: „Drahthaarterrier". Ich hätte Sie also auch an Ihrem Hunde erkannt!"

Juliane, die diese Offenheit amüsiert, meint: Prinz Vitry ist wirklich sehr tüchtig."

„Ich bin mit ihm zufrieden", bestätigte Mackenzie. „Mein Wagen steht da drüben." Damit setzt er sich in der bezeichneten Richtung in Bewegung. Seine Schritte sind kurz und fest, wie alles an ihm.

Juliane hat Clever an die Leine genommen und folgt dem breiten weißen Rücken zur Paß- und Zollrevision.

„So . . ." Mackenzie öffnet den Wagenschlag. „Bitte, steigen Sie ein!"

Der eingeborene Chauffeur hält, starr grinsend, die braunen Finger am Mützenrand. Die Sitze sind mit Rohleinen überzogen, eine Erfindung Mackenzies, die sich bei großer Hitze als praktisch erwies.

„Haben Sie Zimmer für mich im Hotel belegt?" fragt Juliane.

„Auf Ihren Wunsch, jawohl. Im Majestic, dem angenehmsten Hotel in Adelaide. Wir fahren gleich dorthin, denke ich."

Juliane ist derselben Ansicht. Der schwere Tourenwagen bahnt sich geräuschlos und fast ohne Signale den Weg durch den lebhaften Verkehr der Hafenstadt. Man hat das Empfinden, als wichen die übrigen Fahrzeuge mit demselben Respekt vor dem tiefen Ton der Hupe zurück wie vorhin das Menschengedränge am Kai vor der wuchtigen Erscheinung Josaphat Mackenzies.

„Fabelhafter Wagen!" bemerkt Juliane mit Anerkennung, als man dann auf freier Strecke hinsaust. „Und ein ausgezeichneter Chauffeur!"

„Ich weiß, daß Sie sich für Automobile interessieren," sagt Mackenzie. „Ihre Anerkennung stellt mich zufrieden." Mit kurzen Sätzen erläutert er ihr dann die Gegend, durch die sie fahren. Er stößt dabei nach rechts und links die Hand in die Luft, an der er den kurzen Daumen und die zwei nächsten Finger ausgestreckt hält. Diese Bewegung ist schroff und hat etwas Gebieterisches an sich. „Da hinten liegen die Standard-Minen!" Sein Arm fährt nach links über den Wagenrand. „Ich werde sie Ihnen später zeigen. Es wird Sie interessieren."

„Bestimmt," versicherte Juliane.

„Sie haben eine Probe unserer Funde erhalten? Prinz Vitry hat Ihnen das Stück überbracht . . ."

„Ich habe den Klumpen gesehen. Vielen Dank! Der Prinz hat ihn auf meine Bitte vorläufig behalten."

Mackenzie streift sie mit einem schnellen Seitenblick seiner dunklen Augen. „So?" sagt er kurz und schweigt.

„Die Gegend ist landschaftlich wirklich schön," nimmt Juliane das Gespräch nach einer Weile wieder auf. „Wie weit ist es eigentlich bis Adelaide?"

„Keine zehn Kilometer. Schöne Gegend? Möglich. Jedenfalls noch ungeheuer entwicklungsfähig. Außerdem zeichnet sie sich durch einen beispiellosen Insektenreichtum aus: Ameisen, Spinnen, Mücken, Fliegen, Moskitos — um nur einige Gattungen zu nennen."

„Ist das in der Stadt auch so schlimm?"

„Nicht entfernt. Gerade hier ist die Luft aber besonders belebt. Vitry hat den Bezirk das „Mückendorado" genannt. Er ist ganz witzig mitunter."

„So? Mir gegenüber hat er sich sehr ernst und wichtig gegeben."

„Kann er auch! Den Verhältnissen angepaßt. Sein Humor zeitigt nur zu oft Ausgeburten einer zügellosen

Phantasie. Sein Witz ist nicht immer harmlos, aber zutreffend."

„Was tut man eigentlich gegen solche Insekteninvasion?"

„Man schläft unter Moskitonetzen, raucht, unterhält qualmende Feuer und deckt die Kochtöpfe zu, selbst beim Essen. Und stellt Tisch- und Stuhlbeine in Petroleumnäpfe."

„Mühsam!" findet Juliane. „Und doch unterziehen sich die Leute all diesen Strapazen?"

„Was wollen Sie?" Mackenzie zuckt die Achseln. „Um Gold zu gewinnen — dafür läßt sich mancher gern bis zur Unkenntlichkeit zerstechen."

Juliane faßte darauf Mackenzie mit neuem Interesse ins Auge. „Ist Ihnen das auch schon so gegangen?"

Zum erstenmal lacht er. Es klingt ganz wohllautend, dieses Lachen: tief und voll, wie seine Stimme. „Früher, ja. Anfangs. Damals war ich oft hier draußen. Wir hatten eine kleine Zeltstadt errichtet, mitten in der Wildnis, ehe der erste ordentliche Bungalow gebaut, die ersten Stollen getrieben, später Verwaltungsgebäude errichtet wurden. Allerhand Strapazen ... Das Unternehmen schoß dann rapide in die Höhe; der Bodenreichtum schien unbegrenzt. Wir haben damals alle heiter ausgesehen, ehe wir die erste Routine hatten. Jackson, einer unserer Werkmeister, ist durch einen Moskitostich in den Schlund erstickt — nur, weil er vergessen hatte, zwischen zwei Löffeln Wambalragout den Billy zuzudecken."

„Wambal?" fragt Juliane erschrocken. „Billy?"

„Dachs!" antwortete Mackenzie. „Kochtopf!"

„Ist das Adelaide?" erkundigte sich Juliane etwas später, als die Chaussee in eine Vorstadt mündet.

„Adelaide", bestätigte Mackenzie. Eine sehr schöne Stadt. Und ganz modern, wie Sie sehen werden. Das Hotel liegt nahe am Bahnhof; wir sind gleich da. Ich hoffe, Sie werden sich da wohl fühlen. Ich habe Ihnen die besten Zimmer reservieren lassen."

„Das war wirklich nicht nötig." Juliane denkt dabei mit Sorge an ihre Reisekasse, die schon erheblich zusammengeschmolzen ist.

„Ich hätte Sie gern als meinen Gast gesehen ... Ich habe ein nettes Landhaus da draußen, mit hübscher Aussicht auf den Golf. Aber da ich Junggeselle bin und nur männliche Bedienung habe, werden Sie als Europäerin Bedenken haben."

„Nicht gerade deshalb," entgegnete Juliane unbekümmert. „Wir sind ja noch in keiner Weise miteinander verlobt."

Wieder zielt ein prüfender Blick nach ihr hin. „Hm ... Ich wäre sogar nicht davor zurückgeschreckt, mir Ihretwegen eine würdige Tante zuzulegen. Obwohl ich von Natur keine habe."

„Ich werde Sie besuchen," verspricht Juliane. „Sogar ohne Tante. Ich bringe Clever mit!"

„Ausgezeichneter Gedanke!" findet Mackenzie und krault dem erschöpft schlafenden Terrier die Ohren, der sofort knurrend aufwacht. Der Wagen hält vorm Hotel.

Josaphat Mackenzie hat es sich im Vestibül des Majestic bequem gemacht. Er sitzt in einem Klubsessel, der seinem massigen Körper einen geeigneten Ruheplatz bietet, gerade unter einem Fächerventilator. Die dicke Havanna im Munde, sieht er zu, wie sich zu seinen Häupten der aufsteigende Rauch an der Grenze des Luftwirbels zerteilt und verflüchtigt.

Er hat einen gemeinsamen Lunch mit Juliane verabredet, die inzwischen in ihr Zimmer geleitet wurde, um sich zu erfrischen. Unterdes denkt Mackenzie über den Eindruck nach, den seine künftige Frau aus diesem Gesichtswinkel betrachtet, auf ihn macht. Zunächst ist sie ihm nicht unsympathisch, obzwar ihre herbe Art nichts Betörendes hat. Vielleicht ergibt sich das aus der vorgefaßten Meinung schon gesicherten Besitzes. Denn Mackenzie kommt nicht auf die Idee, daß sich dieses Mädchen seinen Plänen widersetzen könne. Weshalb wäre sie sonst hier?

„Nicht hübsch —" hatte Vitry gesagt. Mackenzie fand sie nicht häßlich. „Zurückgeblieben?" Mochte sein — in gewisser Beziehung ... Mackenzies Fühlhörner vermittelten ihm ein paarmal die unterbewußte Wahrnehmung einer fremden und fertigen Persönlichkeit. Kühl war sie bestimmt, aber das störte ihn nicht. Sie will sich den Anschein geben, erobert werden zu müssen; wenn das dazu gehört — allright! schließt Mackenzie seine Überlegungen vorläufig ab.

„Sie sind ja ganz in Gedanken versunken, Herr Mackenzie? Oder schlafen Sie gar?"

Mackenzie richtet sich auf. Juliane steht vor ihm, ein Bild der Frische, schlank, braun, straff, und lächelt ihn vergnügt an.

„Ich dachte eben an Sie", erklärte Mackenzie wahrheitsgemäß. „Und wenn ich geschlafen hätte, würde ich vermutlich von Ihnen geträumt haben, gnädiges Fräulein."

„Schön gesagt!" nickt Juliane befriedigt. „Aber Sie müssen vorsichtig sein mit solchen Redensarten! Die passen nicht zu Ihrem Stil."

„Zu meinem Stil? Ich bin völlig stillos — leider! Ein Selfmademann, des Umgangs mit Frauen ungewohnt. Ich wollte mir gerade Mühe geben!"

Sekundenlang blickte Juliane ihm ernsthaft ins Gesicht. „Ich habe es gemerkt", sagte sie dann. „Aber es ist nicht nötig. Wir wollen ehrlich sein, ich bin hierher gekommen, um mir darüber klar zu werden, ob ich den Vorschlag annehmen soll, den Sie meinem Vater gemacht haben. Das ist vorläufig alles. Und nun wollen wir zu Tisch gehen!"

„Gut!" Mackenzie wendet sich dem Speisesaal zu. Er ist einesteils erleichtert, andererseits aber auch etwas beunruhigt durch die nüchterne Sachlichkeit der jungen Holländerin.

Mackenzie löffelt seine Suppe und sucht nach einem Gesprächsstoff. „Vitry berichtete mir, Sie hätten in Ostende ein Rennen gewonnen. Ich gratuliere nachträglich. Ein schöner Erfolg für eine junge Dame!"

„Es geht. Ich fahre leidenschaftlich gern."

„Selbstverständlich steht Ihnen hier mein Wagen jederzeit zur Verfügung — auch ohne mich. Ich werde Warry sagen, daß er ihn Ihnen bedingungslos ausliefert. Warry ist der Chauffeur. Er liebt „seinen" Wagen mit der Eifersucht eines Othello."

„Kann ich verstehen. Da wird es Warry schwerfallen. Aber von Ihnen ist es wirklich freundlich, Herr Mackenzie!"

Er antwortete nicht; er hatte etwas ins Auge gefaßt, das ihn zu interessieren scheint.

Unwillkürlich folgt Juliane seinem Blick und sieht einen Herrn das Restaurant betreten, das um diese Zeit nicht sehr besetzt ist. Der Fremde scheint daher Mackenzie sofort bemerkt und erkannt zu haben. Zwischen beiden wird ein Gruß höflicher Bekanntschaft gewechselt, dem Juliane sich durch leises Kopfneigen anschließt. Dabei heften sich die leuchtendblauen Augen des Mannes einen Augenblick aufmerksam auf sie. Sie hat den Eindruck eines sehr sympathischen, ernsten Menschen. Das Gesicht ist hager und sonnverbrannt. Der helle Anzug verrät einen guten Schneider, wenn er auch etwas veraltet wirkt.

„Wer ist das?" fragte Juliane.

„Askan Molitor. Ein deutscher Farmer hier aus der Gegend."

„Gerade so sieht er auch aus", findet Juliane. „Wie ein Landjunker, der mal die Residenz besucht oder zur Parade in die Kreisstadt fährt. Ihre Scholle bringen sie förmlich mit, herzhaft, schwer und kraftvoll, wie Roggenbrot. Aber hier baut man wohl Weizen?"

„Richtig!" Mackenzie lächelt amüsiert. „Woher haben Sie eigentlich diese Kenntnisse?"

„Meine Mutter stammte aus Mecklenburg", sagte Juliane ernsthaft. „Als Kind war ich oft bei den Großeltern zu Besuch, bei Pferden, Kühen und Hühnern — Sie sind mit Herrn Molitor befreundet?"

„Das wäre wohl zuviel gesagt. Er ist aber, glaub ich, ein näherer Landsmann Ihrer Frau Mutter. Gutsbesitzerssohn aus der Gegend. Dann Seeoffizier und nach dem Kriege Farmer hier."

„So?" Juliane sieht sich die geraden und eckigen Schultern Molitors von hinten an, der sich an einem entfernten Tisch einen Platz sucht.

„Seit einiger Zeit ist er unter die Spekulanten gegangen", fährt Mackenzie mit bestimmter Absicht fort. „Gold natürlich ... Fixe Idee! Sein Terrain liegt in unserer Nachbarschaft; daher die Geschäftsbekanntschaft."

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Einwanderung in Galizien vor 150 Jahren.

Aus einem Vortrag des Studienrats Lang, gehalten am 12. Oktober d. J. in der Historischen Gruppe der D. G. f. K. und W. in Bromberg.

III.

Kaiser Joseph II. entschloß sich, die Ansiedlungsbedingungen zu erweitern. Sein am 17. September 1781 erlassenes Siedlungspatent erstreckte sich auch auf Bauernsiedler. Als weiterer Ansporn für die Protestanten war das zwei Monate später am 10. November 1781 endgültig festgesetzte Toleranzpatent, das den nichtkatholischen Untertanen Österreichs ein ihrer Religion gemäßes „Privatexerzitium“ gestattete.

Auf Grund des josephinischen Patentes wurden staatliche Domänen und vom Staat übernommene Klostergüter nach deren Aufhebung besiedelt. 1½ Jahre später, am 14. März 1783, folgte das Patent über die sogenannte Privatkolonisation, womit größeren Grundbesitzern gestattet wurde, auf ihren Besitzungen Deutsche anzusiedeln, wofür die Regierung an den Grundherrn 150—300 Florins für jede angesiedelte Familie zahlte. (Ein Ochse kostete damals 12—15 Florins, ein Schwein 2—3 Florins.)

Eine heikle Sache war es mit der Veröffentlichung des Siedlungspatentes in den deutschen Provinzen, denn dort war die Auswanderung die Krankheit des Jahrhunderts, und die deutschen Fürsten kämpften mit allen allerdings untauglichen Mitteln dagegen. Und schließlich mußte Kaiser Joseph selbst auf Betreiben der rheinischen Fürsten am 7. Juli 1768 ein allgemeines Auswanderungsverbot erlassen. Infolgedessen wurde das Patent zuerst nur in Österreich selbst veröffentlicht, in Deutschland sollten die österreichischen Regierungsstellen unauffällig werden. So wurde von der Regierung an Franz von Blank, Landvogt von Rottenburg am Neckar, das Ansiedlungspatent mit der Weisung geschickt, Kolonisten aufzunehmen und nach Wien zu „instradieren“. Ebenso wurden die österreichischen Residenten in Mainz und in Frankfurt a. M. (Franz von Röthlein) mit der Aufnahme von Siedlern betraut. Schließlich erhielt auch die vorderösterreichische Regierung das Patent mit der Weisung, angeworbene Ansiedler nach Wien zu senden. Auch unter der einheimischen Bevölkerung fanden sich Männer, die Auswanderungslustige sammelten und nach Österreich führten.

Die Auswanderer wurden in Günzburg unterhalb Ulm, ferner in Ulm gesammelt und auf Donauschiffen nach Wien gebracht. In Regensburg erhielten sie vom kaiserlichen Gesandten Pässe. Außerdem kamen nach Regensburg viele Auswanderer auch auf dem Landwege über Würzburg und Nürnberg.

In Wien wurden die Ansiedler von der eigens dazu von der Regierung bestellten Ansiedlungskommission empfangen und auf dem Landwege über Biala nach Galizien weitergeleitet. Die Reise war sehr beschwerlich, dauerte oft Monate und verschlang bedeutende Summen, so mancher kam ohne Geld in Galizien an.

Das Patent löste in den Rheingegenden eine große Auswanderungsbewegung aus, so daß diplomatische Verwicklungen zu entstehen drohten. Man hat gleich zu Anfang von der Entsendung entsprechender Emissäre abgesehen, „um nicht fremde Mächte aufmerksam zu machen und eine Verschärfung der Auswanderungsverbote von ihrer Seite aus zu provozieren“. Aber auch die eigenen Regierungsorgane mußten öfters zur Vorsicht gemahnt werden. In den Instruktionen, die sie für die Anwerbung der Ansiedler bekamen, wurde immer wieder betont, daß nicht der geringste Schein einer „Verleitung oder Anreizung“ zur Auswanderung erweckt werde. Im Sinne solcher Instruktionen durfte also das josephinische Patent im Reiche nicht durch Zeitungen kundgemacht werden. Trotzdem machten besonders Kurmainz, Kurpfalz, Zweibrücken, Hanau, Kassel, Rothenburg, Darmstadt und Fulda Schwierigkeiten. In der Pfalz war 1784, höchstwahrscheinlich auf Veranlassung des Fürsten, eine Flugschrift „Freundschaftliche Erinnerung und Warnung eines Pfälzers an seine nach Polen ausziehenden Mitbürger“ erschienen, die in pharisäischer Weise die Auswanderer ermahnte, doch lieber in der Heimat ihr „Kreuz“ zu tragen, als in den österreichischen Erblanden die dreifachen Steuern zu leisten. Aus dem Jahre 1785 ist im Archiv zu Speyer eine Denkschrift verwahrt, in der unter anderem folgendes steht: „Als es darauf Kaiserlicher Majestät gefällig war, für die bessere Bevölkerung in den mit dem Teutschen Reiche in keiner Verbindung stehenden und außerhalb des Reiches Grenzen liegenden Königreichen Galizien und Lodomerien Sorge zu tragen, wurden eigene kaiserlich-königliche Kommissärs im Jahre 1783 ins Reich geschickt, welche unter Vorzeigung eines gedruckten Patentes reichsständige Untertanen zu bewegen suchten, sich daselbst niederzulassen.“

Schließlich erhöhten die Reichsfürsten die „Abschoß“-Gebühr, so daß nur vermögende Leute sich das Auswandern haben leisten können. Aber die Auswanderungsbewegung war nicht einzudämmen.

Auf solchen Andrang war die Österreichische Regierung nicht vorbereitet. An vielen Stellen hatte man kaum oder noch gar nicht mit dem Bau der Gebäude begonnen, außerdem sollten verschiedene Kolonien auf sumpfigem und morastigem, auf mit Gestrüpp bewachsenem Boden angelegt werden, der erst urbar gemacht werden mußte. So versuchte die Regierung, verschiedene in Wien eingetroffene Transporte nach Südungarn abzulenken, aber die Ansiedler baten, sie ja nicht dorthin zu schicken, denn „Hungarn ist deren Teutschen Tod“. Infolgedessen wurden viele Ansiedler zuerst in leeren Klostergebäuden und bei den einheimischen Bauern oft zu 20 in einem Hause und die Handwerker bei den Juden einquartiert, was bald schlimme Krankheiten zur Folge hatte. Auch Hungersnot stellte sich ein. Viele starben an Infektionskrankheiten, viele ergriffen entmutigt nochmals den Wanderstab und zogen weiter nach Rußland; es kehrten auch verschiedene zurück in die alte Heimat. Die aber die Anfangsjahre durchgehalten haben, wurden zu Kulturträgern im Lande.

Da stets mehr Auswanderer sich angemeldet haben als untergebracht werden konnten, mußte die Auswanderung zeitweise gestoppt werden. Es wurden die Bedingungen der Ansiedlung erschwert, so daß nur mehr reichere Familien den Zug nach dem Osten wagen konnten und schließlich wurde im Jahre 1786 die Einstellung der Annahme von Ansiedlern verfügt und überall kundgemacht. Trotzdem wurde auch noch später die Erlaubnis zur Ansiedlung Leuten gegeben, die auf eigene Gefahr ins Land kommen wollten, aber nachgewiesenermaßen wohlhabend sein mußten. Nach dem frühzeitigen Tode Josephs II. wurde die staatliche Ansiedlung mit verschiedenen Unterbrechungen bis 1804 weitergeführt.

Aber auch nach 1804 kamen noch Verwandte der ersten Siedler oder gute Freunde, die auch noch untergebracht wurden.

Nach 1810 setzte ziemlich stark die Kolonisation auf Privatgütern ein. Diesmal kamen nicht Pfälzer, sondern Deutschböhmen ins Land.

Die josephinische Kolonisation hatte nicht nur die schlechten Verhältnisse in Galizien und die Gegenarbeit der Reichsfürsten zu überwinden, sondern litt auch unter den Unruhen im Lande selbst. Es war doch die Zeit der polnischen Aufstände, der Konföderationen und Insurrektionen und der napoleonischen Kriege.

Was für ein Menschenschlag kam nun aus Deutschland in die neue Heimat herüber? So manches harte Urteil über die sittliche Verfassung der Einwanderer ist uns in den Dokumenten aus jener Zeit erhalten geblieben, und zwar von Männern, die ihr Bestes für das Wohl der Eingewanderten hergaben.

Übrigens gleicht unser Zeitalter und unser Geschlecht fast auf ein Haar der Zeit und der Menschheit um die Wende des 19. Jahrhunderts. Wir sind gerade so ein Opfer einer Weltkatastrophe, des Weltkrieges, wie jenes Geschlecht es war. Selbstsucht, Haß, Untreue und Sittenlosigkeit herrschten nach jenem Kulturzusammenbruch, wie sie heute auch

herrschen. Man muß sich daher die Ansiedler in erster Linie als tief unglückliche, vom Schicksal zerschlagene, vom Zeitgeist verdorbene Menschen vorstellen, die selten durch eigene Schuld aller Menschenwürde verlustig gegangen waren. Goethes Urteil über diese Generation wurde schon erwähnt. Der um die ersten Kolonisten viel verdiente Superintendent in Lemberg Bredetzky urteilt: „Der Zeitgeist war frivol und irreligiös. Durch die französische Revolution ward alle Kirchenordnung in Deutschland zerstört."

In den ersten 30 Jahren berichten die Akten viel Unerfreuliches. Oft vertrugen sich Pfarrer und Gemeinde nicht. War man dem Pfarrer auffässig, so zahlte man den Kirchenbeitrag nicht und der Pfarrer mußte hungern. So mancher Pastor hatte ein wahres Martyrium von seinen Gemeindegliedern auszustehen. „Die Kolonisten sind dem größten Teil nach rohe, wilde, ungesittete Menschen und böse Christen", klagt Pastor Kurz über seine Brigidauer Gemeinde. Aber in einem Brief vom 3. April 1788 berichtet er über Brigidau, daß „die Armut und Hungersnot so groß sei, daß viele Familien seit 4—6 Wochen keinen Bissen Brot zu kosten bekommen und wirklich gefallenes Vieh, um sich zu sättigen, dem Schinder gewaltsam weggenommen haben. Selbst einen bereits verscharrten Ochsen hatten die Notleidenden ausgegraben." Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß die Brigidauer rohe Menschen waren. Über den Streit zwischen Pastor Heil und seiner Dornfelder Gemeinde berichtet Kurz: „Die Dornfelder zeichnen sich besonders durch Grobheiten aus. Die Kolonisten sind im Durchschnitt der Auswurf der Menschheit, sie wissen allenthalben ihrem Pastor das Leben sauer zu machen. Die Dornfelder lassen ihre Kinder von einem russischen Pfarrer taufen, beerdigen selbst und singen vor des Pastors Wohnung schandbare Lieder."

(Schluß folgt.)

Tischlein deck' dich . . .

Eine Rubens-Anekdote von **Hans Wieland**.

Es war im Paris des 17. Jahrhunderts. Peter Paul Rubens, der große Farbenzauberer und Zeichenkünstler, wohnte damals noch in einem bescheidenen Gasthause, unweit vom Palaste seiner Beschützerin Marie von Medici. Abwechselnd reich, daß er wie ein großer Herr leben konnte, und dann wieder so arm, daß er über keinen Heller verfügte, bezahlte Rubens seinen Wirt immer sehr schlecht. Jener erging sich in Schmähungen gegen die brotlosen Künste. Eines Tages aber, als der Zimmervermieter in sehr schlechter Laune war, drohte er, Rubens wie einen Vagabunden aus seinem Hause zu weisen, wenn er nicht sofort bezahle.

Rubens war diesen Morgen aus dem Louvre gekommen, besaß aber selbst nicht einmal den Schatten eines Sou. Was tun? Der Wirt hörte nicht die Gründe an, die sein verzweifelter Mieter geltend machte. Er wollte nur sofort Geld. Zum Äußersten getrieben, nahm der Künstler ein Bild von der Wand, schrieb an einen Bekannten ein Kärtchen, in dem er 1200 Franken für das Bild verlangte, und schickte einen Boten an die bezeichnete Anschrift. Zwanzig Minuten darauf kehrte der Bote zurück und sagte, daß diese „Person" nicht mehr als 800 Franken geben wollte.

Entrüstet über dies Feilschen um eines seiner Werke zerriß der Maler die Leinwand und trampelte sie unter die Füße. Der Wirt, der nicht begreifen konnte, wie man gutes Geld so ausschlug, und der die Hoffnung auf sofortige Bezahlung schwinden sah, war Feuer und Flamme. „Für eine Schmiererei auf Leinwand 800 Franken auszuschlagen. Das ist doch eine Verrücktheit! Und da die Sache sich so verhält, geht Ihr mir sofort aus dem Hause!"

Rubens kehrte melancholisch seine Taschen um. Er erklärte, daß er ihn innerhalb acht Tagen vollständig bezahlen würde. Dann sprang er die Treppe zu seinem Zimmer hinauf und schloß sich ein, ohne die Antwort des unbeugsamen Wirtes abzuwarten. Während der von ihm festgesetzten Frist ging Rubens sehr wenig aus, kaum einmal täglich stieg er hinunter, und wenn er ausging, trug er den Schlüssel zu seinem Zimmer sorgfältig bei sich. Als die Zeit verstrichen war, kam er mit einem Felleisen in der Hand herunter.

„Ich habe mein Versprechen gehalten", sagte er zum Wirt, „in meinem Zimmer werdet Ihr auf dem Tische die ganze Summe finden, die ich Euch schuldig bin. Guten Abend, Herr Wirt!" Und seinen Hut leicht berührend, verließ der große Künstler das Gasthaus, das so wenig gastfreundlich gewesen war, wie ein vornehmer Mann, der seinem Gefängnis entronnen ist.

Ohne Zeit zu verlieren, sprang der Wirt die Treppe zu Rubens verlassenem Zimmer hinauf. Die Tür stand offen, und bevor er noch eintrat, sah er Gold- und Silberstücke durcheinander auf den Tisch geworfen. Vierfache und doppelte Louisdors, Taler, halbe Taler funkelten verführerisch in solcher Menge, daß es mehr als genügend schien, ihn zu bezahlen. Das Auge des braven Mannes blitzte und er lachte innerlich, als er ins Zimmer trat, um all das Geld, auf das er beinahe nicht mehr gerechnet hatte, in Sicherheit zu bringen.

Kaum hatte er aber die Hand auf den Tisch gelegt, hielt er bestürzt inne. Die Tischplatte war ganz bemalt! All die Gold- und Silberstücke waren aus dem Pinsel des großen Künstlers hervorgegangen.

Wutentbrannt lief der Wirt zu den Schränken, die als Aufbewahrungsort für die Garderobe dienten. Wenn er die Kleider, die der Maler nicht hatte forttragen können, verkaufte, so würde er zum Teil das wiederbekommen, was jener ihm schuldig war. Die Kleiderhaken waren zum Glück gut versehen, Samt- und Atlaswämser in allen Farben, Mäntel, Schmuckgegenstände, Hüte mit Federbüschen, Stiefel Degen, nichts fehlte. Der Wirt näherte sich, um ein schönes kirschrotes Wams herauszunehmen, als er gewahr wurde, daß auch diese reichhaltige Garderobe gemalt war! Eine vollständige Sinnestäuschung! Dieser Leinwandschmierer, dieser Hungerleider hatte ihn verhöhnt.

Der gute Mann hätte am liebsten all diese höhnenden Bilder fortnehmen mögen, die nach seiner Ansicht einen reinen Betrug darstellten. Aber die Bilder waren auf die Wände des Zimmers gemalt. Man hätte das Haus niederreißen müssen, und das Heilmittel wäre schlimmer als das Übel gewesen.

Der Tisch, der ihn zu verhöhnen schien, ärgerte ihn immer mehr, daher ließ er ihn sofort auf den Boden tragen.

Das Abenteuer machte die Runde durch die Stadt, und alle Wirte und Handelsleute beklagten den armen Gastwirt, dem so übel mitgespielt war. In kurzer Zeit erlangte indes dies Zimmer eine gewisse Berühmtheit. Die Reisenden rechneten es sich zur Ehre an, in dem Raum zu übernachten, der durch den Maler in doppelter Weise berühmt geworden war. Natürlich konnte der Wirt so etwas nicht verstehen, und allen wiederholte er auf ihr Befragen, daß er gar nicht bezahlt worden wäre. Eines Tages aber wurde er von einem kunstbegeisterten Engländer gefragt, ob er ihm für eine anständige Summe Geldes alle diese Bilder abtreten wolle.

„Wenn diese elenden Klexereien nicht fest an den Wänden säßen, hätte ich sie schon längst auf den Boden tragen lassen. Wenn Sie wollen, so ist da oben auf dem Boden ein Tisch von demselben Schmierer, nehmen Sie ihn, wenn er Ihnen gefällt."

Nachdem der Engländer das täuschende Bild des humoristischen Künstlers gesehen, sagte er, daß er es sofort fortbringen lassen würde und daß er ihm so viele Geldstücke als Bezahlung böte, als auf dem Tische sich befänden.

Wie man sich leicht denken kann, nahm der Wirt den Vorschlag an und steckte das ihm so freigebig angebotene Geld in seine Tasche. So hörte der Talertisch auf, ihm den Raum auf dem Boden wegzunehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.